

# Karsten Floegvarts falscher Schwur [Schluss]

Autor(en): **Dietler-Jaeger, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573161>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Karsten Floegwarts falscher Schwur.

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte aus Flandern von Fa Dietler-Jaeger, Luzern.

(Schluß).

Wieder lag die Mittagsonne auf den Dünen. Wieder wanderte Regine mit Karsten durch den weißen Sand, doch Maaike war diesmal nicht dabei, und Regine blieb an Karstens Seite; sie schien keine Eile zu haben. Karsten war mit der kleinen Küstenbahn gekommen. Sie waren am Strand von Wenduynne gewesen, aber da waren Sonntags so viele Menschen; sie begleitete ihn lieber ein Stück zu Fuß durch die Dünen. Regine erzählte und plauderte erst, doch erhielt sie wenig Antwort. Karsten war verwirrt. Aus dem kleinen, wilden Ding war ja mit eins ein großes Mädchen geworden. Wie schön war sie! Immer und immer wieder mußte er sie ansehen, scheu, von der Seite — so schön und so anders als alle die Mädchen, die er draußen sah. War das wirklich die kleine Regie, die er in sein Haus holen wollte, sobald wie möglich? Seine Eltern würden es nicht wollen, aber sie mußten sich eben darein finden, das würde er schon durchzwingen. Wie in weiter Ferne war ihm das immer vorgeschwebt. Doch jetzt packte ihn ein heftiges Verlangen, sie in seine Arme zu reißen und zu küssen. Sie waren ganz allein hier, und sie gehörte ja ihm. Aber da ging sie so fröhlich und unbefangen neben ihm her wie ein Kind und plauderte von tausend Dingen, die er nicht verstand — nein, er wagte nicht, sie zu berühren, kaum richtig anzusehen. Bald war sie wieder in ihrer „schwarzen Hütte“, da war sie seine kleine Regie wie früher, dann, ja dann ...

„Wie seltsam er ist,“ dachte Regine, unter seinem Schweigen selbst verstummend; „ich glaube, er freut sich gar nicht, mich zu sehen — sieht nicht einmal, wie hübsch ich mich seinetwegen gemacht habe!“

Regine sann und sann und hörte nur mit halbem Ohr zu, als nun endlich Karsten in seiner gewöhnlichen bedächtigen Art anfang, von Mutter und Maaike, die gerade auf dem Zuidhof weilte, von Haus und Hof zu erzählen.

„Das allein interessiert ihn,“ fuhr's

ihr durch den Sinn, und ärgerlich bissen die weißen Zähne in die schmalen Lippen. Und plötzlich, aus einem zornigen Gefühl heraus, das sie selbst nicht verstand, unterbrach sie ihn: „Du, Karsten, Monsieur Charles will mir für den Winter eine Stelle im Hotel M. in Brüssel verschaffen.“

Eigentlich hatte sie gleich sagen wollen, daß sie doch lieber ins Dörfchen zurückkomme. Aber Karsten sah sie so erstaunt an, als hätte sie den Wunsch geäußert, nach Afrika zu gehen. Sein Schweigen reizte sie; sie begann erregt von den Herrlichkeiten Brüssels zu erzählen, in ihrer Hast alles durcheinander werfend, was sie von Charles gehört.

Karstens Augen wurden immer größer, ein fremdes Licht glomm darin auf, seine braunen Wangen färbten sich noch dunkler, und mit einem Male packte er mit seinen harten Händen die weißen Gelenke des Mädchens so fest, daß sie beinahe aufschrie, und stieß kurz und rasch hervor: „Das darfst du nicht. Ich dulde es nicht.“

Da glänzten Regines Augen freudig auf, ihr Gesicht färbte sich dunkelrot bis unter die schwarzen Haare. Ihre Hand blieb in der seinen, und die Stimme zitterte, als sie leise fragte: „Warum nicht, Karsten?“

„Warum nicht?“ leuchtete Karsten und suchte nach Worten und fand nicht, was er sagen wollte. Unter dem fragenden Blicke der dunkeln Augen aber sagte er schließlich, was ihm am fernsten lag: „Du kannst doch deinen Vater nicht allein lassen.“

„Warum nicht?“

„Und das Gütchen verlottern!“

„Warum nicht?“

„Und was willst du in der Stadt, so jung wie du bist? Bei fremden Menschen? Du wirst Heimweh haben!“

Langsam war das Leuchten in Regines Augen erloschen und die Farbe aus ihren Wangen gewichen, langsam löste sie die Hände aus der Umklammerung, die sie plötzlich schmerzte. „Ach so, des=

halb," sagte sie dann in schleppendem Ton; „deshalb? Ja, deshalb brauchst du dich nicht aufzuregen. Mein Vater kümmert sich nicht um mich, und ob das elende Häufel verlottert! Laß es doch! Die Stadt wird mir schon gefallen. Da sei du nur ganz ruhig. Und nach wem sollt ich denn Heimweh haben?“

„Regine, tu's nicht," sagte Karsten heftig und sah nicht den hungrigen Blick in ihren Augen. „Es gibt soviel schlechte Menschen in der Stadt!“

„Die gehen mich nichts an!“

„Und auf einen Fremden willst du dich verlassen? Ich dulde es nicht!“

„Du? Was hast denn du mir zu befehlen?“ Ihre Stimme war trozig und kalt geworden.

Da brauste Karstens Zorn auf, daß er ihn nicht mehr meistern konnte: „Nein, ich befehle dir nichts. Aber dein Vater hat dir zu befehlen, und er soll dir befehlen, und du wirst ihm gehorchen müssen.“

Regine zuckte zusammen. Instinktiv duckte sie sich und glitt einige Schritte zurück, aber ihr Ton klang nur umso herausfordernder, als sie sagte: „Niemand hat mir zu befehlen, aber du am allerwenigsten. Ich gehe, wohin ich will, das sage ich dir, und wenn Charles ...“

„Schweig," herrschte er sie an; „schweig von dem schlechten Kerl!“

Aber nun fuhr auch Regine auf. „Schweig du," sagte sie heftig. „Er ist nicht schlecht. Er hat mir geholfen. Als keiner von euch da war, hat er mir geholfen. Es ist gemein, ihn zu verleumden, und wenn einer ein schlechter Kerl ist, so bist du es! Und daß du's nur weißt, ich verachte dich ...“

„Schweig," donnerte er sie noch einmal an. Auch aus seinem Gesicht war die Farbe gewichen. Ein paar Schritte tat er gegen sie und hob den Arm, als wenn er sie zu Boden schlagen wollte. Dann lachte er höhnisch auf und wandte ihr den Rücken.

Als Karsten spät abends auf den Zuhof zurückkam, schien alles zu schlafen. Ohne Licht zu machen, tastete er sich nach seiner Kammer und wühlte in seinen Sachen herum, alles, was ihm in die Finger kam, auf den Boden werfend, bis er das große Messer fand, das er gewöhn-

lich zur Kermess mitnahm. Dann schritt er achtlos über die herumliegenden Sachen und ging leise hinunter. Aber jetzt stand die Haustüre offen, und der helle Mondenschein fiel auf eine hochgewachsene Mädchengestalt.

„Maajke?“ fragte er überrascht. „Du noch auf?“

Maajke wurde rot. „Ich hatte geglaubt, Lärm zu hören," sagte sie schnell. „Aber es ist nichts. Bist du schon lange zurück? Nein? Willst du noch etwas trinken?“

Er verneinte, aber er drückte fest die Hand, die sie ihm reichte, als er „Gute Nacht“ sagte. Sie sah ihn ängstlich forschend an. Als sie seinem Blick begegnete, wandte sie sich hastig und machte sich mit dem Verschließen der Türe zu schaffen. Der Schlüssel mußte schlecht passen; denn sie kam erst damit zustande, als Karsten endlich nach seiner Kammer gegangen war.

\* \* \*

Im weißen Dünenstrand war Regine stehen geblieben, bis Karstens große Gestalt verschwunden war. „Wie dumm er ist, wie ungeschickt," dachte sie, zornig die Faust ballend. „Bieviel hübscher ist, wie Charles spricht! Ich will ja gar nicht nach Brüssel gehen, aber ich lasse mir nicht von ihm befehlen... Ein Bauerntölpel ist er! Charles hat recht, ich passe nicht zu ihnen... Wenn er mich lieb hat, soll er bitten; er aber meint, er könne einfach nehmen, als wär's sein Recht.“

Ein paar Schritte tat sie in der Richtung nach Wenduynne, dann blieb sie wieder stehen und blickte sehnsüchtig nach der Stelle, an der Karsten verschwunden war.

„Warum," murmelte sie vor sich hin, „warum aber hat er mich nicht einfach genommen — trotzdem — genommen und geküßt? Weil er mich nicht mehr will? Hat er eine andere ...“ „Maajke!“ schrie sie plötzlich auf. Und Regine warf sich an den Boden, das Gesicht in den Händen vergraben, und schluchzte fassungslos.

\* \* \*

Als der Oberkellner im Hôtel des Etrangers am nächsten Morgen in den Saal kam, traf er auf Regine. „Monsieur Charles," sagte sie rasch, „Sie können mir

eine Stelle in Brüssel suchen. Aber ich will direkt nach dem Hoteltschluß hier eintreten. Mein Vater hat nichts dagegen.“

\* \* \*

Die Zuidhofbäuerin nahm die dicken, geblühten Kaffeetassen herunter, die sonst jahrein, jahraus unbenutzt auf dem Schranke standen. Geert, die Magd, schaffte am Herd unter dem mächtigen Rauchfang. Es sah feierlich aus in der großen Küche, die ohnehin nicht nur bei weitem der größte, sondern auch der beste Raum vom Hause war. Die Steinplatten am Boden und die bunten Kacheln, mit denen Wände und Decke ausgelegt waren, hatten sichtlich eine noch gründlichere Reinigung hinter sich, als ihnen ohnehin nach plämischer Sitte jeden Samstag zuteil wurde. Die Fenster blickten hinter den frisch gewaschenen, steif ausstehenden Vorhängen. Die Treppe mit dem schwerfällig geschnitzten Holzgeländer, die von der hintern Ecke in den zweiten Stock führte, zeigte noch Spuren von Wasser und Seife. Bauhige Kaffeekannen und Milchtöpfe standen auf dem Herd bereit, mächtige Reis- und Griesküchen lockten von den langen Tischen. Die Bäuerin stellte die Tassen zurecht und holte aus den anstoßenden Stuben, die alle sich nach der Küche öffneten, Stühle herbei, schließlich Butter und Käse aus der Milchammer, deren kleine Türe sich unter der Treppe befand. Als alles fertig war, trat sie durch die offene Tür direkt auf den Hof und holte aus einem Wassereimer, der beim Pumpbrunnen stand, eine Handvoll Astern, die sie unter dem Kreuzifix über dem Raminne befestigte. War es der ungewohnte Blumenschmuck, der über die gewöhnliche Nüchternheit der großen Küche einen Schimmer von Poesie ausgoß? War es der freudige Ausdruck auf dem sonst so ernsten, verschlossenen Gesichte der Frau?

Ja, heute war ihr Karsten mit der Maafte beim Pfarrer gewesen, und in drei Wochen sollte in Brügge die Hochzeit sein. Das war die Erfüllung ihres lang gehegten, heimlichen Wunsches, dieser Tag war ihr wie die Krönung eines Lebenswerkes. Freilich, der Karsten war nicht nur ein guter Sohn, er war auch ein vernünft-

tiger Bursche, der wohl wußte, was sich für den Erben des Zuidhofes schickte. Sie hatte nie gemerkt, daß er eine dumme Liebele im Kopf gehabt hätte. Aber — ein wenig bange war ihr doch gewesen, als sie angefangen hatte, ihm von dieser Heirat zu sprechen. Er hatte sich die Sache ein wenig überlegt — natürlich — aber dann stimmte er zu, und die Sache war bald zum Klappen gekommen. Ja, es war Verlaß auf den Karsten!

Sie dachte es wieder mit Stolz und Freude, als die Gäste um die gedeckten Tische saßen und Karsten Hand in Hand mit Maafte ihr gegenüber. Sie hörte die Geladenen flüstern: „Ein schönes Paar!“ „Eine gute Ehe!“ „Das hat feste Art und Bestand!“ Ja, sie konnte stolz sein und freudig.

Die Gäste langten zu und sprachen wenig. Erst als die Männer ihre Pfeifen stopfen konnten und die Kaffeetassen den Biergläsern Platz gemacht hatten, wurde man warm. Nun gab es aber auch kein Halten mehr. Die Rauchwolken erfüllten den Raum, daß man einander kaum sehen konnte; die Stimmen schwirrten durcheinander, daß man einander kaum verstehen konnte.

„Ihr habt wohl das ganze Dörfchen eingeladen, Jan?“ fragte der alte Pit, während er zum zweiten Mal die Pfeife stopfte.

„Und einige Verwandte dazu,“ erwiderte Jan. „Außer Baas Willem sind auch alle gekommen.“

„Der wird wieder einmal seine Tulpen gezählt haben,“ rief einer dazwischen.

Alles lachte.

„Wenn der nicht immer jemanden hat, der ihn antreibt — nun, erst war es seine Frau und dann die Regine — ja, da schläft und träumt er am helllichten Tag!“

„Ist die Regine immer noch nicht aus Italien zurück?“

„Nein, das ist's ja. Seit er den Brief erhalten, daß sie nach Italien gehe mit einer Herrschaft und daß sie nicht mehr schreiben könne von dort aus, ist er ganz griesgrämig geworden.“

„Hat sie nicht mehr geschrieben? Wo ist denn das Italien? Ueberm Wasser?“ fragte die helle Stimme eines Mädchens

über den Tisch. Die laute Frage hatte alle aufmerksam gemacht. Man lauschte.

„Wer ist denn in Italien?“ fragte eine Base aus Brüssel neugierig.

„Na, dem Baas Willem seine, die Regine!“

„Die? He, die muß lang zurück sein. Vor vier Wochen hab' ich sie gesehen — Oder nein, 's ist noch länger.“

„Da werdet Ihr Euch wohl irren, Base,“ entgegnete Maafke; „Regine ist seit dem Frühling in Italien.“

„So, seit dem Frühling? Na, sieh da,“ versetzte die Alte giftig. „Ja, ein lauberes Fröchtchen scheint sie geworden zu sein!“

Karsten ließ Maafkes Hand plötzlich fahren. „Wie meint Ihr das?“ fragte er heftig.

„Meinen? Ach, ich meine nichts. Ich kann mich ja irren,“ kam die spitze Antwort. „Aber darin irre ich mich nicht, daß ich das Fräulein vor einigen Wochen gesehen. Freilich, so, wie im Winter, sah sie nicht mehr aus! Im Winter, da hätte man sich wahrhaftig irren können. Aber ich irre mich nie, Maafke! Ich hab sie gleich erkannt, trotz Sammt und goldenen Ketten und Equipage und elegantem Begleiter!“

„Das wird ihre Herrschaft gewesen sein!“

„Nein, Maafke, das war nicht die Herrschaft. Ein Zimmermädchen sitzt nicht neben seinem Herrn auf dem Vorderstuhl. Aber natürlich! Man schickt das Kind in die Stadt, und keiner kümmert sich mehr darum!“

„Wer außer dem Vater hätte sich darum kümmern sollen?“ fragte Maafke.

„Ja, wer?“ wiederholte Karsten mit dumpfer Stimme. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, seine Augen waren halb geschlossen; aber das Glas zerbrach zwischen seinen Fingern, und sein Stuhl schlug krachend zu Boden, als er aufstand. Niemand achtete darauf; denn alle hatten sich erhoben und umdrängten die Brüsseler Base. Das war denn doch zu ungeheuerlich. Wenn es auch allerlei gab auf dem Dorf und in der Nachbarschaft, was man gehörig durchklatzte — mein Gott, junge Leute! Im Grunde genommen sah man nicht viel Schlimmes darin! Aber so etwas nun!

Maafke schaute sich ängstlich nach Karsten um. Er war verschwunden. Am Hostore fand sie ihn und hielt ihn an: „Wo willst du hin?“

„Zu Baas Willem. Ich muß wissen, ob das wahr ist!“

„Morgen, Karsten! Es ist doch nur Geschwätz!“

„Nein, heute, jetzt, sogleich!“

Maafke faßte seine Hand, er riß heftig daran. Einen Augenblick standen sie sich kämpfend gegenüber; plötzlich ließ Maafke los und sagte ruhig: „Du hast recht. Geh sogleich, Karsten!“

Da stürmte er fort, ohne noch einmal sich umzusehen.

\* \* \*

„Das hat sie gesagt, Baas Willem! Ist es wahr?“ fragte Karsten. Er stand in der niedrigen rauchigen Küche der „schwarzen Hütte“, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und sah mit unruhigen Augen nach dem alten Manne, der unbeweglich am Tisch saß, die ausgegangene Pfeife zwischen den Lippen hielt und keine Antwort gab.

„Ob's wahr ist?“ wiederholte er noch einmal mit heiserer Stimme.

„Nein,“ stieß Willem endlich zwischen den Zähnen heraus.

„Wißt Ihr, daß es nicht wahr ist?“

„Nein!“

Karsten schlug mit der Faust auf den Tisch. „Lügt nicht! Wißt Ihr nichts von Regine, seit jenem Brief — Ihr wißt schon!“

„Nein!“

„Habt Ihr nie versucht, zu erfahren, ob sie nach Italien ging?“

„Nein! Sie hatte es doch so geschrieben,“ kam es müde vom Tisch zurück.

„Warum habt Ihr sie gehen lassen?“ fuhr Karsten auf.

„Ich weiß nicht. Sie haben immer gemacht, was sie wollten, ihre Mutter und sie!“

„Warum habt Ihr Euch nicht um sie gekümmert?“

„Sie hat immer getan, was sie wollte!“

„Ihr müßt nach Brüssel und nachforschen?“

„Ich nach Brüssel? Nachforschen? Wie denn?“

Hilflos schüttelte der Alte seinen weißen Kopf. Mit einem Fluch warf sich Karsten neben dem Feuer auf einen Stuhl, daß es krachte, und starrte in die spärlichen Flammen. Eine lange Weile blieb es still. Endlich kam Karsten an den Tisch, lehnte sich schwer darüber und sagte mit seiner gewohnten gleichmäßigen Stimme: „Ich gehe morgen nach Brüssel.“

Willem nahm die Pfeife aus dem Mund, klopfte sie langsam aus, stopfte umständlich neuen Tabak hinein und legte sie dann auf den Tisch. In seiner Stimme klang etwas wie das Weinen eines Kindes, als er sagte: „Karsten, glaubt Ihr, was die sagt?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Karsten ruhig.

Da stand auch der Alte auf, trat dicht an Karsten heran und sagte kalt und hart: „Wenn es wahr ist, dann sagt Ihr von mir, daß ich sie verfluche und verstoße — daß ich sie nicht wieder sehen will, nie wieder!“

„Ich werde es ihr sagen, Baas Willem, das verspreche ich Euch. Und dann rechne ich noch etwas anderes mit ihr ab! Aber es ist doch nicht wahr!“

Und Karsten warf den Kopf zurück und ging aus der Tür.

\* \* \*

Karsten Floegvart schritt langsam die Treppen zum Polizeibüreau hinauf — noch langsamer und schwerfälliger, als es sonst seine Art war. Aber es war nicht die ungewohnte Umgebung, die ihn beklemmte. Er achtete kaum darauf, wo er war. Von Maajkes Vater, der mehr Erfahrung besaß, hatte er sich genau sagen lassen, was er zu tun hatte. So war er am Nordbahnhof ausgestiegen und hatte seinen Weg hieher gemacht, ohne nach rechts oder links zu sehen. Aber jetzt bereute er, gekommen zu sein. Was hatte er sich um Regine zu kümmern? Wenn er umkehrte? Aber schon stand er unter der Tür.

Mit heiserer Stimme stotterte er die Frage, die er sich zurechtgelegt. Der Beamte blätterte und suchte in seinem Buch.

„Ja, in Brüssel, Rue P . . . 23,“ sagte er endlich in geschäftsmäßigem Ton. Dann warf er einen forschenden Blick auf

den unbeholfenen Burschen, sah noch einmal in sein Buch und fügte warnend bei: „Eine gewöhnliche Dirne! Sie wissen?“

Karsten griff nach seiner Kehle: etwas schnürte und würgte ihn. Dann drehte er sich rasch und ging ohne Gruß und Antwort aus der Tür.

Nun stand er wieder im Straßengewühl. Die Menschen eilten an ihm vorbei, stießen und drängten ihn, der Ruf der Zeitungsverkäuferinnen gellte an seine Ohren, ein Automobil streifte ihn im Vorbeifahren, der Lenker fluchte. . . Karsten achtete auf nichts. Endlich kam ein Polizist und fragte, ob er etwas suche. „Gare du Nord,“ würgte er heraus. Der wies ihm den Weg, und Karsten machte einige Schritte in der bezeichneten Richtung.

„Dirne, Dirne,“ ging's ihm im Kopf herum. „Sie trägt sammtene Kleider und goldene Ketten, und ihr Vater sitzt daheim im Glend und flucht ihr! Dirne, Dirne — und mich hat sie einen Schuft genannt!“

Da blieb er wiederum stehen. Sein Körper redete sich, seine Fäuste ballten sich. „Der Regine hätt' ich's vergessen, der Dirne zahl' ich es heim!“ Er lachte hart auf. „Wo sie auch ist, ich gehe zu ihr und bringe ihr den Fluch ihres Vaters und meinen!“

Da kehrte er um und fragte den nächsten Schuhmann nach der Rue P.

Immer enger wurden die Straßen, immer höher die Häuser, immer ärmlicher die Menschen, denen er begegnete, und immer heißer der Zorn, den er gegen die einstige Freundin schürte. Die außerordentliche Fähigkeit im Lieben und im Hassen, die unter ihrem gelassenen, schier gleichgültigen Aeußern so vielen dieser vlämischen Bauern eigen ist, war bei Karsten sehr ausgeprägt. Er hatte Regine lieb gehabt, seit sie Kinder gewesen, und dasselbe von ihr geglaubt, ohne viel darüber nachzudenken; er hatte ihre spätere Heirat als etwas Selbstverständliches aufgefaßt, von dem man nicht erst zu sprechen braucht. Er war entschlossen gewesen, fest entschlossen, sie auch gegen den Willen der Eltern, die sich sicher aus allen Kräften dagegen wehren würden, durch-

zufegen. Und sie hatte sich an den Fremden gehängt! Was hatte ihn nur abgehalten, in jener Nacht, trotz Maajkes Dazwischentreten, mit dem Kerl abzurechnen? Ueber Nacht aber war sein Zorn von dem Fremden, der ihn nichts anging, auf das Mädchen zurückgefallen, das ihm nicht nur untreu war, nein, ihn auch beschimpft hatte. An ihr konnte er sich nicht rächen, dazu war Karsten Floegwart denn doch zu stolz! Und so hatte er mit Gewalt jeden Gedanken an sie unterdrückt, und in der harten Feldarbeit war sein Lieben und Hassen eingeschlafen. Dann war er auf der Mutter Betreiben beständig mit Maajke zusammen gewesen. Des Mädchens ruhige, zuverlässige Art, die der seinen so verwandt war, hatte ihm gefallen. Konnte es eine bessere Frau für ihn geben? Wie froh war er mit ihr vom Pfarramt zurückgekommen! Was hatte er sich durch der Base Geschwätz stören lassen? Was hatte er sich um Regine zu kümmern? Ja, eingeschlafen war sein Zorn gewesen, nicht tot! Schlecht war sie geworden, aber auch stolz und übermütig — das machte, daß er ihr sagen mußte, was er von ihr dachte. Mochte daraus entstehen, was da wollte, sie sollte wenigstens wissen, daß ihr Vater sie verfluchte — und daß er, Karsten, sie aus tiefster Seele verachtete!

Karsten stand still. Das war Nr. 23. Er trat ein, ärgerte sich über die Schildchen, die er nicht lesen konnte, und ging die Treppen hinauf. Vom zweiten Stock an war die Treppe so schmal und dunkel, daß er an der Mauer tasten mußte, um sich zurechtzufinden. Da riß ihm die Geduld, und er läutete an der erstbesten Glocke. Eine Frau in Unterrock und Morgenjacke, die Haare auf den unvermeidlichen Lockenwickeln, schloß auf. Er fragte nach Regine S.

Die Frau machte ein gekränktes Gesicht. „Mit so einer habe ich nichts zu tun,“ sagte sie schnippisch. „Ganz oben, rechte Thür!“

Sie leuchtete aber doch mit ihrem Lämplein nach der Treppe, sodaß Karsten sich leichter zurecht fand. Als er nach der letzten Treppe stillstand, rief sie noch einmal: „Rechts!“ Dann warf sie ihre Thür zu, und Karsten stand im Dunkel. Er

schüttelte den Kopf. „Hier? Seltsam!“ Aber es mußte doch wohl so sein. Er tastete nach der Glocke, fand nichts, klopfte — keine Antwort. Er klopfte stärker — nichts. Ungeduldig versuchte er aufzuklinken — es ging. Nichts regte sich. Ohne weiteres trat er ein und schloß die Thür hinter sich. Die plötzliche Helle blendete ihn erst. Es war ein kleiner Raum, in dem er stand — Zimmer konnte man es kaum nennen — mit getünchten, einst weiß gewesen Wänden, ausgestattet mit dem allerdürftigsten Mobiliar. Der einzige Luxus war ein Geraniumstod, der ganz verwelkt in einer alten Scherbe an dem kleinen Fenster stand. In der Ecke des Raumes, schon im Halbdunkel, sah Karsten ein schmales Bett, zerwühlt und unordentlich; eine Decke lag am Boden daneben.

Also war er doch falsch gewiesen. Karsten hielt schon wieder die Türklinke in der Hand, um umzukehren; da tönte vom Bett her ein leises Stöhnen und dann ein heftiges Husten. Mit zwei Schritten stand er am Bett. Er sah ein todblasses, schmales Gesichtchen, von schwarzem verwildertem Haar umgeben, zwei magere weiße Hände, die unruhig über die dünnen Decken fuhren.

„Regine!“ sagte er dumpf.

„Madeleine,“ murmelte die Kranke, „Madeleine, geh nicht von mir, ich beschwöre dich! Ich habe solche Angst! O bleib doch! Glaub mir, ich sterbe gewiß bald!“

Die unnatürlich großen dunkeln Augen öffneten sich weit, eine glühende Röte flog über das Gesichtchen. „Madeleine,“ schrie sie auf, „ich fürchte mich! Madeleine, bleib!“ Ein Hustenanfall unterbrach sie. Sie fiel wieder zurück mit geschlossenen Augen, während Karsten ratlos und betäubt dabei stand.

Als der Anfall vorüber war, bat sie kraftlos: „Wasser!“

Karsten sah sich um. Auf einer Kiste neben dem Bett lag etwas trockenes Brot; ein Glas Wasser stand daneben. Aber diese trübe Flüssigkeit konnte man unmöglich trinken. Zornig schüttete er sie auf den Boden. Schließlich fand er etwas Wasser in einer Flasche. Doch Regine achtete nicht darauf, als er es brachte.

„Regine!“ sagte er kurz und rauh.



Turnus 1915.

Edouard Vallet, Savèze. Garnwinderin.  
Phot. Ph. & E. Lind, Zürich.



Sie schlug langsam die Augen auf und sah ihn erstaunt an. Er mußte sie stützen, damit sie trinken konnte. Das Wasser schien sie zu beleben, sie faßte seine Hand.

„Du bist's, Karsten? Wie gut! Ich bin krank geworden. Wie war's doch nur? Ich weiß nichts mehr. Aber nun bist du da! Nun wird es bald besser sein! Laß mir deine Hand, daß ich mich wärmen kann!“

Und sie richtete sich ein wenig auf und sah ihn bittend an. Da war es wieder, das alte sonnige Lächeln; da waren die strahlenden Augen, da waren die schmalen, eigensinnigen Lippen und das krause Haar wie früher. Das war nicht die Regine, welche die Base beschrieben, das war auch nicht die Regine, die er in Wenduyn gesehen — das war das Kind, das neben ihm im weißen Sand gelegen und gespielt hatte.

„Hier ist es so häßlich und kalt, Karsten,“ bat die weiche Stimme. „Nimm mich mit! Ich will doch lieber in der ‚schwarzen Hütte‘ sein. Ich habe geglaubt, du hättest die andere lieb, weißt du, darum ging ich fort. Aber dann wärst du ja nicht hier. Verzeih!“

Karstens Hand zuckte in der ihren.

„Was hast du, Karsten? Willst du mir deine Hand nicht lassen? Warum sagst du nichts? Karsten, bist du mir böse?“

Ihr erschreckter Blick suchte den seinen. Plötzlich ließ sie seine Hand fahren und wandte sich ab.

„O, ich hatte vergessen,“ sagte sie mühsam. „Ja, da ist das — das — das andere. Karsten, ich war ganz allein. Niemand hat sich um mich gekümmert. Du früher wohl — aber dann ... Charles schien so gut mit mir zu sein und mir zu helfen. Aber er brachte mich zu den — den Leuten. Ich wußte ja nicht, wer sie waren — und dann war es zu spät. Und als der Baron plötzlich abreiste, da mußte ich mit meinem Gelde Madeleine helfen — sie war so in der Not, und da war es bald aufgebraucht. Zum Vater konnte ich ja nicht mehr. Und zu wem sonst? Ich mußte husten und fror immer, und dann ging auch Madeleine weg, und ich fürchtete mich, und gestern konnte ich nicht mehr aufstehen.“

„Regine,“ unterbrach sie Karsten kurz, „bist du sehr krank?“

„Ich glaube,“ sagte sie matt. „Wenn ich draußen wäre, würde ich wohl wieder gesund. Nun aber nimmst du mich nicht mit, Karsten? Dann ist es wohl besser, ich sterbe.“

„Doch, Regine, du mußt fort von hier!“

Da leuchteten ihre Augen auf, und sie griff wieder nach seiner Hand: „Du willst doch, Karsten? ... Die Sonne wieder sehen und die Dünen und den Hof und die schwarze Hütte! Sag ja, Karsten!“

„Ja!“ stieß er heiser hervor.

„Wenn es wahr ist,“ hörte er eine kalte, harte Stimme sagen, „so sage ihr, daß ich sie verfluche und verstoße ...“

„Und es soll sein wie früher?“ Regines Stimme klang heller, die Augen leuchteten stärker, und wieder stieg ein schwaches Rot in ihre Wangen.

„Ja!“ murmelte Karsten.

„Mein Vater, weiß er?“

„Ja!“

„Und hat verziehen?“

„Ja!“

„Und du auch, Karsten? Hast du mich noch lieb? Und soll ich doch bei dir leben?“

Karsten blickte nach dem Fenster. Ein später Sonnenstrahl hatte seinen Weg dahin gefunden und tastete über die trübe Scheibe.

„Karsten?“ fragte eine angstvolle Stimme.

„Ja!“ sagte er wieder, ohne den Blick zu wenden.

„So werde ich wieder gesund! Wie dank ich dir!“

Der Sonnenstrahl war bis zu dem welken Geranium gegliitten, und in seinem Licht leuchteten die trockenen Blümchen noch einmal auf, als hätten sie neues Leben.

„Du bist so seltsam... Karsten, du hast mich nie belogen, gelt? Du kannst nicht lügen?“

Er schüttelte stumm den Kopf.

„Sieh mich an! Nicht so, in die Augen ... So, ja! Und nun schwöre mir, daß es so ist!“

Da sah Karsten in die bangen Augen.

„Wenn es wahr ist,“ hörte er die harte Stimme sagen, „so sage ihr ...“

„Regine, höre!“ bat er leise.

Da flackerten ihre Augen angstvoll auf,

und die Stimme hat gequält: „Schwöre, Karsten! Bei allem, was dir lieb ist!“

„Regine, nun laß mich dir sagen — höre mir zu — ich will ...“

„Schwöre, Karsten, schwöre!“

Und Karsten faßte die arme Hand in seine grobe Faust, sah fest in die angst-erfüllten Augen und sagte bestimmt und klar:

„Ich schwör dir's!“

Der Sonnenstrahl hatte das schmale

Bett erreicht. Da richtete sich Regine auf, streckte ihre weißen dünnen Arme darnach aus und jubelte:

„Die Sonne, die Sonne! O, sieh Karsten, die Sonne!“

Dann sank sie zurück. Das Licht in ihren Augen erlosch mit dem Sonnenstrahl, der den welken Blumen noch einmal Schönheit verliehen hatte. Regine nahm Karsten Floegwarts falschen Schwur mit ins Grab.

## Onkel Eduards Sessel.

Nachdruck verboten.

Skizze von Felix Beran, Zürich.

Gewiß, die Eltern geben sich oft Mühe, uns, den Kindern, Freude zu machen; aber auch ihre Verbote treffen so oft gerade das, was am meisten Freude machen würde. Manchmal ist es gar kein Verbot, nur eine Mißbilligung. Und dann erscheint es uns doppelt schön und doch wieder verleidet.

Wie freue ich mich, wenn ich Onkel Eduard besuchen darf! Sehr freue ich mich. Und dann kann ich's doch nie ganz genießen. Weil die Eltern so von ihm sprechen. So, als wüßte man Schlimmes oder nichts Gutes von ihm. Die Eltern sprechen nichts Schlimmes von ihm. Sie sprechen nur so von ihm, als ob man was Schlimmes von ihm vorher gesagt hätte und jetzt wüßte man es eben.

Es ist schön bei Onkel Eduard! Ich kenne nur ein Zimmer von ihm, darin ist ein großer Kamin. Und neben dem Kamin steht ein hoher Sessel, der hat Lehnen für den Rücken und für den Kopf und für die Arme. Als ganz kleines Mädchen schon liebte ich diesen Sessel, der mit einem Stoff überzogen ist, da sind Blumenzeichnungen drauf. Und die Farbe ist grau und blau und grün — so ganz ineinander. Es stehen noch viele Sachen in dem großen Zimmer. Ein kleiner, niedriger, runder Tisch aus gelbem Metall und noch andere Stühle und ein Diwan und Felle und Teppich und ein Bücherschrank und Bilder sind da. Und an einer Wand hängt noch ein Teppich und drei braune Geigen. O, ich weiß alle Sachen in Onkel Eduards Zimmer. Aber eigentlich ist der Kamin und der hohe Sessel das

ganze Zimmer. Alle andern Sachen weiß ich. Wenn ich aber an das Zimmer denke, sehe ich nur den Kamin und den einen Sessel! Und den Onkel Eduard ...

Ich habe Papa sehr lieb, und er lernt mit mir, und das weiß ich schon, daß er mir damit hilft, und es ist doch auch schon lange her, daß Papa all das wußte. Ich glaube, manchmal hat er's schwerer wie ich bei den Stunden ...

Onkel Eduard sieht Papa ähnlich. Das ist bei Brüdern so. Aber er ist so anders ... Manchmal ist es so, als möchte Papa gerne haben, daß ihm Mama über Onkel Eduard nichts sage ... Es ist schon lange her, da sah ich Onkel Eduard in einem seiner hübschen Anzüge. Und er trug eine Mütze, und an den Beinen hatte er Ledergamaschen. Ich fragte Papa bei Tisch, warum er keine Ledergamaschen trage. Mama sagte: „Natürlich, der Sportsmann!“ Papa sagte gar nichts.

Gut riecht's dort immer. Auch nach Zigarren, aber es ist noch was anderes. Es riecht nach sauber und doch nicht nach Seife und nicht nach Bodenwachs.

Als ich ein kleines Mädchen war, sagte der Onkel oft zu mir: „In den Stuhl darfst du nicht sitzen, sonst schläfst du ein und wirfst dann auf einmal ganz groß!“ Das wäre schade, meinte er, die Kinderjahre seien die schönsten. Er hatte so seine merkwürdige Art, was zu verbieten. Sind denn die Kinderjahre die schönsten? Wir Kinder wissen so viel noch nicht und müssen viel lernen und nicht immer, was wir wissen wollen. Und man versteht uns oft nicht und läßt uns auch nicht zuhören,